

JAY KRISTOFFE

**SPIEGEL
Bestseller-
Autor**

Das
Reich
der
Vampire

A Tale of Blood and Darkness



TOR

Jay Kristoff

Das Reich der Vampire

A Tale of Blood and Darkness

Aus dem australischen Englisch von Kirsten Borchardt

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Vor 27 Jahren ging die Sonne unter – und seitdem sind die Armeen der Vampire auf dem Vormarsch. Stück für Stück haben sie ihr ewiges Reich ausgedehnt und den Menschen den Boden streitig gemacht, bis nur noch an wenigen Orten ein unbeschwertes Leben möglich ist. Kleine Inseln des Lichts in einem Meer aus ewiger Finsternis.

Als der junge Gabriel de León sein Heimatdorf verlassen muss, führt ihn sein Weg nach San Michon, zum Orden der Silberwächter, einer heiligen Bruderschaft, die das Reich und die Kirche gegen den Ansturm der Bestien verteidigt. Und noch ahnt er nicht, dass er zur größten Legende des Ordens werden wird – und zur letzten Hoffnung einer sterbenden Welt.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Jay Kristoff verbrachte den Großteil seiner Jugend mit einem Haufen Bücher und zwanzigseitiger Würfel in seinem spärlich beleuchteten Zimmer. Als Master of Arts verfügt er über keine nennenswerte Bildung. Er ist zwei Meter groß und hat laut Statistik noch 13.020 Tage zu leben. Zusammen mit seiner Frau und dem faulsten Jack-Russell-Terrier der Welt lebt er in Melbourne. Jay Kristoff glaubt nicht an Happy Ends.

Take hold of my hand,
For you are no longer alone.
Walk with me in hell.

Mark Morton

Und im Angesicht Gottes und seiner Sieben Märtyrer
Schwöre ich an dieser Stelle:
Verzweiflung soll das Dunkel packen, sobald es meinen
Namen vernimmt.
Solange es brennt, bin ich die Flamme.
Solange es blutet, bin ich die Klinge.
Solange es sündigt, bin ich der Wächter.
Und ich bin silbern.

Der Eid von San Michon

Fragt mich nicht, ob Gott existiert, fragt mich lieber, wieso er so ein Arschloch ist.

Selbst der größte Narr kann die Existenz des Bösen nicht verleugnen. Wir leben tagtäglich in seinem Schatten. Die Besten von uns können sich darüber erheben, die Schlimmsten von uns werden mit Haut und Haaren von ihm verschlungen, aber wir alle sind in jedem Augenblick unseres Lebens von ihm umgeben. Fluch und Segen werden den Grausamen und den Gerechten in gleichem Maße zuteil. Auf jedes erhörte Gebet kommen zehntausend, die nicht erhört wurden. Und die Wächter leiden an der Seite der Sünder und beten für Ungeheuer, die aus den Tiefen der Hölle gespien wurden.

Aber wenn es eine Hölle gibt, muss es dann nicht auch einen Himmel geben?

Und wenn es einen Himmel gibt, können wir diesen Himmel dann nicht nach dem Warum fragen?

Denn wenn der Allmächtige all dem Bösen ein Ende setzen wollte, aber aus irgendeinem Grund nicht dazu in der Lage wäre, dann ist er nicht so allmächtig, wie die Priester euch einreden wollen. Wenn er aber dazu willens und in der Lage wäre, wie kann es dann sein, dass all dieses Böse überhaupt existiert? Und wenn er weder willens noch fähig wäre, damit aufzuräumen, dann ist er überhaupt kein Gott.

Die einzige Möglichkeit, die dann noch bleibt, ist die: Er kann es beenden. Er entscheidet sich lediglich dagegen.

Die Kinder, die den Armen ihrer Eltern entrissen werden. Die endlosen Flächen namenloser Gräber. Die untoten Toten, die uns

im Licht einer verdunkelten Sonne jagen.

Wir sind jetzt Beute, mon ami.

Wir sind Nahrung.

*Und er hat nie auch nur einen verdammten Finger
krummgemacht, um diese Scheiße zu beenden.*

Er hätte es tun können.

Er tat es nur einfach nicht.

*Hast du dich je gefragt, was wir verbochen haben, dass er uns
so hasst?*

Abenddämmerung

Man schrieb das 27. Jahr des Tagestods im Reich des Ewigen Königs, und sein Mörder wartete darauf zu sterben.

Er hielt an einem schmalen Fenster Wache und wartete ungeduldig auf sein Ende. Die tätowierten Hände, befleckt mit getrocknetem Blut und Asche so bleich wie Sternenlicht, hielt er hinter dem Rücken ineinander verschränkt. Sein Zimmer befand sich hoch oben in einem einsamen Turm, von schlaflosen Bergwinden geküsst. Die Tür war eisenbeschlagen, schwer, geheimnisgleich verschlossen. Von seinem Ausguck beobachtete der Königsmörder, wie die Sonne ihrer unverdienten Ruhe entgegensank, und fragte sich, wie die Hölle schmecken mochte.

Das Kopfsteinpflaster unten auf dem Hof versprach nach tiefem Sturz und hartem Aufprall den schnellen Weg in ein traumloses Dunkel. Aber das Fenster war zu schmal, als dass er sich hätte hindurchzwängen können, und seine Wärter hatten ihm nichts gelassen, was ihm sonst dabei hätte helfen können, sich ein Ende zu setzen. Nur Stroh als Nachtlager, einen Eimer zum Reinkacken und das schwache Licht des Sonnenuntergangs, um ihn zu foltern, bevor es mit der echten Folter losging. Er trug einen schweren Mantel, alte Stiefel und

Lederhosen, fleckig von Ruß und langen Reisen. Seine blasse Haut war feucht vor Schweiß, obschon sein Atem weiß in die Luft stieg und im Kamin hinter ihm kein Feuer brannte. Die Eisblüter wollten es nicht einmal in ihren Gefängniszellen riskieren, eine Flamme zu entzünden.

Sie würden schon bald kommen.

Das Château erwachte allmählich. Ungeheuer erhoben sich von ihren Lagern an der kalten Erde und taten ihr Bestes, um beinahe menschlich zu wirken. Draußen vibrierte die Luft vom Lied der Fledermausflügel. Hörige Soldaten, in dunklen Stahl gehüllt, die schwarzen Mäntel mit den Emblemen der Zwillingswölfe und Zwillingsmunde geschmückt, patrouillierten über die Zinnen unter ihm. Der Mörder verzog verächtlich den Mund bei ihrem Anblick; kein Hund hätte sich dazu erniedrigt, an diesem Ort Wache zu stehen.

Der Himmel über ihnen war dunkel wie die Sünde.

Der Horizont so rot wie die Lippen seiner Lady, als er sie zum letzten Mal geküsst hatte.

Er fuhr sich mit dem Daumen über die mittleren Finger, über die kurz unterhalb der Knöchel eintätowierten Buchstaben.

»Patience«, flüsterte er. *Geduld*.

»Darf ich hereinkommen?«

Der Mörder blieb ganz ruhig – er wusste, dass sich das Eisblut an seinem Erschrecken ergötzt hätte. Stattdessen starrte er weiter aus dem Fenster zu den geborstenen Knöcheln der Berge, deren Spitzen von aschgrauem Schnee bedeckt waren.

Jetzt fühlte er, dass das Wesen hinter ihm stand und dass dessen Blick über seinen Nacken wanderte. Er wusste, was es wollte, wieso es hier war. Und er hoffte, dass es schnell ginge. In seinem Inneren wusste er: Jeder Schrei wäre ihnen ein Genuss gewesen.

Dann endlich drehte er sich um und spürte, wie Feuer in ihm aufloderte, als er das Ding vor sich sah. Der Zorn war ein alter Freund, warm und willkommen. Er ließ ihn das Ziehen in den Adern vergessen, die Last der Narben und der Jahre, die an seinen Knochen zehrten. Beim Anblick des Ungeheuers, das vor ihm stand, fühlte er sich direkt wieder jung. Von den Flügeln eines reinen und perfekten Hasses der Ewigkeit entgegengetragen.

»Guten Abend, Chevalier«, sagte das Eisblut.

Es war noch jung gewesen, als es gestorben war. Ein Junge von fünfzehn oder vielleicht sechzehn, gezeichnet von jener androgynen Zierlichkeit, wie sie für die Zeit kurz vor dem Erreichen des Mannesalters typisch ist. Gott allein mochte wissen, wie alt es wirklich war. Ein Hauch von Farbe lag auf seinen Wangen, die großen braunen Augen waren von dichtem Goldhaar eingerahmt, die Stirn zierte eine kunstvoll arrangierte winzige Locke. Seine Haut war porenfrei und alabasterweiß, seine Lippen jedoch von einem obszönen Rot, und das Weiße seiner Augen zeigte dieselbe Farbe. Frisch gesättigt.

Hätte der Mörder es nicht besser gewusst, er hätte gesagt, dass es beinahe lebendig wirkte.

Sein Gehrock war aus dunklem Samt, bestickt mit goldenen Schnörkeln. Um seine Schultern lag ein Mantel aus Rabenfedern, und der Kragen war so umgeschlagen, dass er wie eine Reihe glänzend schwarzer Klingen aussah. Das Wappen seines Blutes war auf der Brust eingestickt – Zwillingswölfe über Zwillingsmonden. Dunkle Hosen, Krawatte und Strümpfe aus Seide sowie polierte Schuhe komplettierten das Porträt. Ein Ungeheuer in Gestalt eines Aristokraten.

Es stand in der Mitte seiner Zelle, obwohl die Tür noch immer geheimnisgleich verschlossen war. Zwischen den knochenweißen Handflächen hielt es ein dickes Buch, und seine Stimme war so sanft wie ein Wiegenlied.

»Ich bin Marquis Jean-François vom Blut Chastain, Geschichtsschreiber ihrer Gnaden Margot Chastain, Erste und Letzte ihres Namens, unsterbliche Herrscherin über Wölfe und Menschen.«

Der Mörder sagte nichts.

»Ihr seid Gabriel de León, der Letzte der Silberwächter.«

Der Mörder namens Gabriel gab noch immer keinen Ton von sich. Der Blick des Wesens flackerte wie Kerzenflammen in der Stille; die Luft hatte etwas klebrig Schwarzes, Gehaltvolles. Kurz wollte es Gabriel erscheinen, als stünde er am Rand einer Klippe, und nur die kalte Berührung dieser tiefroten Lippen an seiner Kehle könne ihn vor dem Sturz bewahren. Er spürte, wie seine Haut kribbelte, als sich sein Blut bei dieser Vorstellung unwillkürlich rührte. Die Sehnsucht der Motte nach der Flamme, nach dem Vergehen.

»Darf ich hereinkommen?«, wiederholte das Ungeheuer.

»Ihr seid schon drin, Eisblut«, gab Gabriel zurück.

Das Geschöpf ließ seinen Blick kurz unterhalb von Gabriels Gürtel entlangschweifen und schenkte ihm ein wissendes Lächeln. »Es ist immer höflicher zu fragen, Chevalier.«

Es schnippte mit den Fingern, und die eisenbeschlagene Tür schwang weit auf. Eine hübsche Hörige in einem langen schwarzen Kleid mit Korsage schlüpfte zu ihnen hinein. Das Gewand war aus Knittersamt-Damast und zu einer Wespentaille geschnürt, und sie trug ein Kropfband aus dunkler Spitze um den Hals. Ihr langes rotes Haar war zu Zöpfen geflochten, die wie Ketten aus gewalztem Kupfer über ihre Augen hingen. Sie war vielleicht Mitte dreißig, so alt wie Gabriel. Alt genug, um die Mutter des Ungeheuers zu sein, wenn das Wesen nur ein normaler Junge und sie nur eine normale Frau gewesen wären. Aber sie trug mühelos einen Ledersessel, der ebenso schwer war wie sie selbst, und schlug die Augen nieder, als sie ihn neben dem Eisblut abstellte.

Das Ungeheuer löste seinen Blick keinen Augenblick von Gabriel. Und er den seinen auch nicht von ihm.

Die Frau brachte einen weiteren Sessel und einen kleinen Eichentisch. Den Sessel stellte sie neben Gabriel, den Tisch zwischen die beiden, und stand dann da, die Hände verschränkt wie eine Priorin beim Gebet.

Jetzt konnte Gabriel Narben an ihrer Kehle sehen, die verräterischen Pünktchen unter dem Kropfband. Er fühlte, wie er vor Verachtung eine Gänsehaut bekam. Sie hatte diesen

Sessel getragen, als ob er federleicht sei, aber nun, in Gegenwart des Eisbluts, war die Frau beinahe atemlos, und ihr bleicher Busen hob sich über dem Korsett wie der einer Jungfrau in ihrer Hochzeitsnacht.

»*Merci*«, sagte Jean-François vom Blut Chastain.

»Ich bin Eure Dienerin, Herr«, hauchte die Frau.

»Lass uns jetzt allein, meine Liebe.«

Die Hörige sah dem Ungeheuer in die Augen. Ihre Fingerspitzen fuhren langsam über die Rundung ihres Busens zur milchweißen Linie ihres Halses und ...

»Bald«, sagte das Eisblut.

Die Frau öffnete leicht den Mund. Gabriel sah, dass ihr Herz vor Erwartung schneller schlug.

»Euer Wille wird geschehen, Herr«, flüsterte sie.

Und ohne Gabriel auch nur eines Blickes zu würdigen, knickte sie und glitt aus dem Zimmer, so dass Mörder und Monster allein zurückblieben.

»Wollen wir uns setzen?«, fragte das Geschöpf.

»Ich sterbe lieber im Stehen, wenn es nichts ausmacht«, erwiderte Gabriel.

»Ich bin nicht hier, um Euch zu töten, Chevalier.«

»Was wollt Ihr dann, Eisblut?«

Das Dunkel flüsterte. Das Ungeheuer bewegte sich scheinbar ohne eine Regung; eben noch hatte es neben dem Sessel gestanden, nun saß es schon darin. Gabriel sah, wie es ein nicht vorhandenes Stäubchen vom Brokatstoff strich und sich dann das Buch auf den Schoß legte. Es war eine winzige

Machtdemonstration, die nur die Möglichkeiten andeuten sollte, um ihn von irgendwelchen mutigen Verzweiflungstaten zurückzuhalten. Aber Gabriel de Léon hatte Wesen wie dieses Geschöpf getötet, seit er sechzehn Jahre alt war, und er wusste genau, wann ihm jemand überlegen war.

Er war unbewaffnet. Nach drei schlaflosen Nächten völlig übermüdet. Hungrig und umzingelt und schwitzend vom Entzug. Aus der Vergangenheit hallte Grauhands Stimme durch seinen Kopf, und ihm war, als hörte er den Schritt der silberbeschlagenen Stiefel seines Meisters auf den Steinplatten von San Michon.

Gesetz Nummer Eins: Tote töten keine Toten.

»Ihr müsst durstig sein.«

Das Ungeheuer zog ein kristallenes Fläschchen aus seinem Mantel, und das Licht funkelte auf den hineingeschliffenen Facetten. Gabriel verengte die Augen.

»Es ist nur Wasser, Chevalier. Trinkt.«

Gabriel kannte diese Mechanismen; die Freundlichkeit diente als Vorspiel für die Versuchung. Dennoch, seine Zunge schabte wie Sandpapier über seine Zähne. Und obwohl Wasser den Durst, der in ihm wütete, nicht stillen konnte, riss er dem Ungeheuer das Fläschchen aus den gespenstisch bleichen Fingern und goss sich einen Schluck auf die Handfläche. Kristallklar. Geruchlos. Keine Spur von Blut.

Er trank und schämte sich seiner Erleichterung, schüttelte aber trotzdem jeden Tropfen heraus. Für jenen Teil von ihm,

der menschlich war, erschien dieses Wasser süßer als jeder Wein oder jede Frau, die er einmal geschmeckt hatte.

»Bitte.« Der Blick des Eisbluts war scharf wie gesplittertes Glas. »Setzt Euch.«

Gabriel blieb stehen.

»Setzt Euch.«

Gabriel fühlte, wie das Ungeheuer ihm seinen Willen aufzwingen wollte, und die dunklen Augen schienen größer zu werden, bis er nichts anderes mehr wahrnehmen konnte. Es lag eine gewisse Süße darin. Die Verlockung, wie eine Blüte sie für eine Hummel besaß, der Geschmack offener, frischer Blütenblätter, feucht von Tau. Wieder spürte Gabriel, wie sein Blut sich regte, unkontrollierbar. Aber wieder hörte er Grauhands Stimme in seinem Kopf.

Gesetz Nummer Zwei: Wer toten Zungen lauscht, wird tote Zungen schmecken.

Und daher blieb Gabriel weiter stehen. Hoherhobenen Hauptes, auch wenn seine Knie zitterten wie die eines Fohlens. Der Hauch eines Lächelns ging über die Lippen des Ungeheuers. Spitz zulaufende Finger strichen die goldene Locke zurück, die über diese verdammten Schokoladenaugen gefallen war, und trommelten dann auf dem Buch, das auf seinem Schoß lag.

»Beeindruckend«, sagte es.

»Wenn ich doch nur dasselbe sagen könnte«, gab Gabriel zurück.

»Seid vorsichtig, Chevalier. Vielleicht verletzt Ihr meine Gefühle.«

»Die Toten empfinden wie Tiere, erscheinen wie Menschen, sterben wie Teufel.«

»Ah.« Das Eisblut lächelte, und jetzt lag etwas Rasiermesserscharfes darin. »Gesetz Nummer Vier.«

Gabriel versuchte, seine Überraschung zu verbergen, fühlte aber noch immer, wie sich ihm der Magen umdrehte.

»Oui.« Das Eisblut nickte. »Ich bin mit den Grundsätzen Eures Ordens vertraut, de León. Wer nicht aus der Vergangenheit lernt, erleidet die Zukunft. Und wie Ihr Euch denken könnt, sind zukünftige Nächte für die Unsterblichen von einigem Interesse.«

»Gebt mir mein Schwert zurück, Blutsauger. Dann zeige ich Euch, wie unsterblich Ihr tatsächlich seid.«

»Wie kurios.« Das Ungeheuer betrachtete sinnend seine langen Fingernägel. »Eine Drohung.«

»Ein Schwur.«

»Und im Angesicht Gottes und seiner Sieben Märtyrer«, zitierte das Ungeheuer, »schwöre ich an dieser Stelle: Verzweiflung soll das Dunkel packen, sobald es meinen Namen vernimmt. Solange es brennt, bin ich die Flamme. Solange es blutet, bin ich die Klinge. Solange es sündigt, bin ich der Wächter. Und ich bin silbern.«

Gabriel überkam eine Welle sanfter und vergifteter Nostalgie. Es kam ihm vor, als läge es ein Lebensalter zurück, dass er diese Worte zuletzt gehört hatte, wie sie im

buntglasfleckigen Licht von San Michon erklangen waren. Ein Gebet für Rache und Gewalt. Ein Versprechen an einen Gott, der nie wirklich zugehört hatte. Aber es hier zu hören, an einem solchen Ort, wiederholt von einem von *ihnen* ...

»Um der Liebe zum Allmächtigen willen, setzt Euch«, seufzte das Eisblut. »Bevor Sie stürzen.«

Gabriel fühlte, wie ihn der Wille des Ungeheuers bedrängte. Alles Licht im Raum schien sich in dessen Augen zu sammeln. Beinahe konnte er es flüstern hören, so nah, dass die Zähne sein Ohr kitzelten, wie es ihm Schlaf versprach nach der längsten aller Reisen, kühles Wasser, um das Blut von seinen Händen zu waschen, und eine warme, stille Dunkelheit, in der er all das vergessen könnte, was er gegeben und verloren hatte.

Aber er dachte an das Gesicht seiner Lady. An die Farbe ihrer Lippen, als er sie zum letzten Mal geküsst hatte.

Und er blieb stehen.

»Was wollt Ihr, Eisblut?«

Der letzte Hauch des Sonnenuntergangs war vom Himmel geflohen, und der Geruch lange schon verrotteten Laubs umfing Gabriels Zunge. Jetzt war das Verlangen wirklich da, und das tiefe Bedürfnis, die Sucht zu stillen, kündigte sich bereits an. Der Durst fuhr ihm mit kalten Fingern über das Rückgrat und breitete schwarze Flügel über seine Schultern aus. Wie lange war es her, dass er geraucht hatte? Zwei Tage? Drei?

Gott im Himmel, er hätte seine eigene verdammte Mutter umgebracht, nur um ein wenig ...

»Wie ich Euch bereits sagte«, antwortete das Eisblut, »bin ich der Geschichtsschreiber ihrer Gnaden. Der Bewahrer ihrer Abstammung und der Meister ihrer Bibliothek. Fabiën Voss ist tot, dank Eurer zarten Bemühungen. Jetzt, da die anderen Blutshöfe nach und nach das Knie beugen, hat meine Herrin begonnen, über Erhalt und Bewahren nachzudenken. Und bevor daher der letzte Silberwächter stirbt und bevor alles Wissen um Euren Orden in einem namenlosen Grab vergeht, bietet Euch meine bleiche Herrscherin Margot in ihrer unendlichen Güte die Gelegenheit, davon zu erzählen.«

Jean-François lächelte mit weinfleckigen Lippen.

»Sie möchte Eure Geschichte hören, Chevalier.«

»Eure Sorte hat absolut kein Gespür für Scherze, oder?«, fragte Gabriel. »Das lasst Ihr wohl in der Nacht Eures Todes im Dreck zurück. Mit dem, was bei Euch Gesindel einmal als Seele durchging.«

»Wieso sollte ich scherzen, de León?«

»Tiere spielen doch oft mit ihrer Beute.«

»Wenn meine Herrscherin zu spielen beliebte, dann würde man Eure Schreie von hier bis nach Alethe hören.«

»Wie kurios.« Gabriel betrachtete sinnend seine abgebrochenen Fingernägel. »Eine Drohung.«

Das Ungeheuer neigte den Kopf. »*Touché*.«

»Wieso sollte ich meine letzten Stunden damit verschwenden, eine Geschichte zu erzählen, die niemanden auf der Welt einen Scheiß interessiert? Ich bin keiner von Euch. Nichts.«

»Ach, kommt schon.« Das Ding hob eine Augenbraue. »Der Schwarze Löwe? Der Mann, der die blutroten Schneefälle von Augustin überlebte? Der Tausende unseresgleichen zu Asche verbrannte und die Verrückte Klinge an die Kehle des Ewigen Königs persönlich legte?« Jean-François schnalzte tadelnd mit der Zunge wie eine Lehrerin angesichts eines ungebärdigen Schülers. »Ihr wart der größte Eures Ordens. Und seid der Einzige, der noch lebt. Diese ach so breiten Schultern sind für das Mäntelchen der Bescheidenheit nicht geschaffen, Chevalier.«

Gabriel beobachtete, wie das Eisblut von Lügen zu Schmeichelei wechselte wie ein Wolf, der die Witterung von Blut aufgenommen hat. Die ganze Zeit fragte er sich, was das Geschöpf tatsächlich wollte und wieso er noch nicht tot war. Und dann endlich ...

»Es geht hier um den Gral«, erkannte Gabriel.

Das Gesicht des Ungeheuers war so bewegungslos, als sei es aus Marmor gehauen. Aber Gabriel glaubte ein leichtes Erzittern in seinem starrdunklen Blick wahrzunehmen.

»Der Gral wurde zerstört«, sagte es. »Warum sollten wir uns für diesen Kelch interessieren?«

Gabriel neigte den Kopf und rezitierte aus dem Gedächtnis:

*»Aus heil'gem Kelch scheint heil'ger Glanz,
Durch treue Hand wird die Welt wieder ganz.
Vor der Sieben Märtyrer Angesicht
Ein bloßer Mensch die Nacht vernicht'.«*

Ein leises kaltes Lachen schallte von den nackten Steinmauern zurück. »Ich bin Chronist, de León. Mich interessiert der Verlauf der Geschichte, nicht die Mythologie. Bewahrt Euch Euren unausgegorenen Aberglauben für das Vieh auf.«

»Ihr lügt, Eisblut. *Wer toten Zungen lauscht, wird tote Zungen schmecken.* Und wenn Ihr auch nur einen Augenblick glaubt, dass ich Verrat an ...«

Seine Stimme verklang und erstarb dann ganz. Obwohl das Ungeheuer sich nie auch nur im Geringsten zu bewegen schien, hielt es plötzlich eine Hand ausgestreckt. Und da, auf der schneeweißen Fläche seiner Hand lag eine Glasphiole mit rötlich braunem Staub. Wie ein Pulver aus Schokolade und zerstoßenen Rosenblättern. Die Versuchung, von der er gewusst hatte, dass sie kommen würde.

»Ein Geschenk«, sagte das Ungeheuer und zog den Stopfen aus dem kleinen Glasbehälter.

Gabriel konnte dort, wo er stand, das zu Pulver zermahlene Blut riechen. Dick und gehaltvoll und kupfersüß. Seine Haut kribbelte bei diesem Duft. Seine Lippen öffneten sich und entließen einen Seufzer.

Er wusste, was die Ungeheuer wollten. Er wusste, dass er nur noch mehr dürsten würde, wenn er es jetzt nahm. Dennoch hörte er seine eigene Stimme, als ob sie von weither erklang. Und wenn die langen Jahre und das ganze Blut sein Herz nicht schon vor langer Zeit gebrochen hätten, dann wäre es sicherlich in diesem Augenblick geschehen.

»Ich habe meine Pfeife verloren ... In der Charbourg, als ich ...«

Das Eisblut zog eine schöne Knochenpfeife aus der Tasche seines Gehrocks und legte sie zusammen mit der Phiole auf den kleinen Tisch. Und dann deutete es mit grimmigem Blick auf den Sessel gegenüber.

»Setzt Euch.«

Und nun endlich, erschöpft, wie er war, gehorchte Gabriel de León.

»Bedient Euch, Chevalier.«

Er hatte die Pfeife in der Hand, bevor es ihm selbst bewusst wurde, und er füllte eine Portion des klebrigen Pulvers in den Pfeifenkopf, wobei er so heftig zitterte, dass er das Objekt seiner Begierde beinahe fallen ließ. Die Augen des Eisbluts waren währenddessen auf Gabriels Hände gerichtet: auf die Narben und Schwielen und die herrlichen Tätowierungen. Den rechten Handrücken des Silberwächters zierte ein Kranz aus Totenschädeln, den linken ein Kranz aus Rosen. Unterhalb der Knöchel zog sich das Wort **PATIENCE**, *Geduld*, über die Finger. Die Tinte hob sich dunkel von der blassen Haut ab und war mit einem metallischen Schimmer versehen.

Der Silberwächter strich sich eine Strähne seines langen schwarzen Haars aus den Augen und klopfte dann die Taschen seines Mantels und seiner Lederhosen ab. Aber natürlich hatte man ihm das Flintsteinfeuerzeug abgenommen.

»Ich brauche eine Flamme. Eine Laterne.«

»Braucht Ihr das?«

Das Eisblut legte die Spitzen seiner schlanken Finger geradezu quälend langsam aneinander und hob sie an die Lippen. Es gab in diesem Augenblick nichts und niemand anderen. Nur sie beide, Mörder und Monster, und die bleischwere Pfeife in Gabriels zitternden Händen.

»Dann wollen wir von dem sprechen, was *wir* brauchen, Silberwächter. Das Warum spielt keine Rolle. Auch die Mittel nicht. Meine Herrscherin verlangt, dass Eure Geschichte erzählt wird. Und von daher können wir entweder wie wohlerzogene Leute hier sitzen, während Ihr Eurer erbärmlichen kleinen Sucht frönt, oder wir können uns in andere Räume in den Tiefen dieses Châteaus zurückziehen, in die sich nicht einmal Teufel hineintrauen. So oder so, meine Herrscherin Margot soll ihre Geschichte bekommen. Die Frage ist nur, ob Ihr sie leise seufzend berichten oder gequält herausschreien wollt.«

Es hatte ihn. Jetzt, da er die Pfeife in der Hand hielt, war er bereits gestrauchelt.

Spürte Heimweh nach der Hölle, und gleichzeitig grauste es ihn vor der Rückkehr.

»Jetzt gebt mir die verdammte Flamme, Eisblut.«

Jean-François vom Blut Chastain schnippte wieder mit den Fingern, und die Zellentür schwang knarrend auf. Draußen wartete dieselbe Hörige wie vorhin, und sie hielt eine Laterne mit einem hohen Glaszylinder in den Händen. Sie hob sich als Silhouette vor dem Licht ab: schwarzes Kleid, schwarze Korsage, schwarzes Kropfband. Jetzt hätte sie Gabriels Tochter

sein können. Seine Mutter, seine Frau – es machte keinen Unterschied. Alles, was zählte, war die Flamme, die sie trug.

Gabriel war gespannt wie zwei Bogensehnen und nahm daher nur am Rande wahr, wie unwohl sich das Eisblut in der Gegenwart des Feuers fühlte; Jean-François' Atem fuhr mit seidenweichem Zischen über die scharfen Zähne. Aber jetzt war ihm alles egal, abgesehen von der Flamme und der düsterdunklen Magik, die ihr folgen würde, von Blut zu Pulver zu Rauch zu Glückseligkeit.

»Bring sie her«, befahl er der Frau. »Und schnell.«

Sie stellte die Lampe auf den Tisch und sah ihm zum ersten Mal in die Augen. Und ihr blassblauer Blick sprach zu ihm, ohne dass sie auch nur ein Wort verlor.

Und du hieltest mich für eine Sklavin?

Ihm war es egal. Vollkommen. Mit erfahrenen Händen trimmte er den Docht, drehte die Flamme bis zur perfekten Höhe. Ölgeruch stieg in die Luft. Er spürte die Wärme, die nun die Kälte im Turm durchdrang, während er den Pfeifenkopf gerade nahe genug ans Feuer hielt, um das Pulver in Dampf zu verwandeln. Es kribbelte ihm im Magen, als es begann, die hohe Alchemie, die dunkle Chymistrie. Das Blutpulver blubberte jetzt, die Farbe schmolz zu Duft, zum Aroma von Ilexwurzel und Kupfer. Und dann legte Gabriel seine Lippen mit größerer Leidenschaft an diese Pfeife, als er je für den Kuss einer Geliebten empfunden hatte ... o süßer Gott im Himmel ... und sog den Rauch tief ein.

Das vertraute blendende Feuer erfüllte seine Lungen. Die altbekannte himmlische Unruhe flutete seinen Verstand. Es kristallisierte und zerlegte ihn in seine Bestandteile, als er den blutigen Dampf inhalierte und spürte, wie sein Herz gegen seine Rippen schlug wie ein Vogel in einem Knochenbauer und wie sich sein Schwanz gegen die Lederhosen stemmte und das Angesicht Gottes höchstpersönlich nur noch einen Pfeifenkopf weit entfernt war.

Er sah der Hörigen in die Augen und entdeckte, dass sie ein Engel war, ein Engel in sterblicher Gestalt. Er wollte sie küssen, sie leer saugen, in ihr sterben, sie in seine Arme ziehen, mit den Lippen über ihre Haut streichen, während seine Zähne an ihren Wurzeln ruckten, denn sie spürten die Verlockung, die gleich unter ihrem geschwungenen Kiefer wartete, der hämmernde Puls, der gegen seine Zunge schlug, lebendig, *lebendig* ...

»Chevalier.«

Gabriel schlug die Augen auf.

Er war neben dem Tisch auf die Knie gesunken, und die Lampe zeichnete einen zuckenden Schatten um ihn. Er hatte keine Vorstellung, wie viel Zeit verstrichen sein mochte. Die Frau war verschwunden, als wäre sie nie da gewesen.

Er konnte den Wind draußen hören, eine Stimme oder Dutzende, die Geheimnisse über die Schindeln seufzten und Flüche in die Traufen heulten und seinen Namen zwischen den Stämmen der schwarzen und nackten Bäume flüsterten. Er konnte jeden einzelnen Halm des Strohs auf dem Boden zählen, spürte, dass sich jedes Haar an seinem Körper aufgestellt hatte,

roch alten Staub und frischen Tod und die Wege, die er beschritten hatte, an den Sohlen seiner Stiefel. Jeder seiner Sinne war scharf wie eine Klinge, die geborsten und blutig in seinen tätowierten Händen lag.

»Wes...«

Gabriel schüttelte den Kopf, als er nach den Worten suchte, die ihm entglitten wie Sirup, der durch seine Finger floss. Das Weiße seiner Augen war blutrot. Er sah die Phiole an, die jetzt wieder auf der Handfläche des Ungeheuers lag.

»Wessen Blut ... ist das?«

»Das unserer gesegneten hohen Frau«, antwortete das Monster. »Das unserer dunklen Mutter und bleichen Herrin, Margot Chastain, Erste und Letzte ihres Namens, unsterbliche Herrscherin über Wölfe und Menschen.«

Das Eisblut sah mit weichem sehnsuchtsvollem Blick in die Flamme der Laterne. Aus einer düsteren Ecke der Zelle hatte sich eine knochenweiße Motte erhoben, die jetzt zum Licht flatterte. Porzellanblasse Finger schlossen sich um die Phiole und verbargen sie.

»Aber es soll Euch kein einziger Tropfen mehr von ihr gegönnt sein, bevor nicht Eure Geschichte mir gehört. Also sprecht, und zwar so, als würdet Ihr es einem Kind berichten. Nehmt einmal an, dass jene, die es lesen, viele Zeitalter später, nichts von diesem Ort hier wissen. Denn die Worte, die ich nun aufs Pergament banne, sollen so lange bestehen wie dieses unsterbliche Reich. Und diese Chronik soll die einzige Unsterblichkeit sein, die Euch jemals zuteilwerden wird.«

Aus seinem Mantel zog das Eisblut ein hölzernes Kistchen, in das zwei Wölfe und zwei Monde hineingeschnitzt waren. Aus seinem Innern nahm er eine lange Feder, schwarz wie der Federnstrang, der um seine Kehle lag, und stellte ein kleines Tintenfass auf die Armlehne seines Sessels. Dann tunkte er die Feder ein und blickte ihn mit dunklen erwartungsvollen Augen an.

Gabriel holte tief Luft. Der Geschmack des roten Rauchs lag auf seinen Lippen.

»Fangt an«, sagte der Vampir.

· Erstes Buch ·

Tagestod

Und so geschah es, dass im Jahr des Reichs 651 ein entsetzliches Omen über das Land kam. Denn obgleich die Sonne sich weiterhin des Morgens hob und des Abends senkte, hatte ihr Licht doch alle Leuchtkraft verloren, und ihr Schein vermochte weder die Wärme noch die gewohnte Helligkeit zu spenden. Und seit jener Zeit, da dieses grimme Vorzeichen vom Himmel Besitz ergriff, waren die Menschen nicht mehr frei von Hungersnot oder Krieg oder jeglichem anderen Unglück, das zum Tode führte.

Luis Bettencourt

Die Geschichte des Landes Elidaen

Von Äpfeln und Bäumen

»**E**s fing alles mit einem Kaninchenloch an«, sagte Gabriel.

Der Letzte der Silberwächter senkte den Blick auf die flackernde Flamme der Laterne, als sähe er lang schon verblichene Gesichter darin. Ein Hauch roten Rauchs hing noch immer in der Luft, und er konnte jeden Faden des Lampendochts mit einer anderen Melodie brennen hören. Die Jahre, die zwischen dem Damals und Heute vergangen waren, erschienen ihm in seinen Gedanken wie Minuten, vom Gesang des rauschenden Blutes entzündet.

»Es kommt mir komisch vor«, sagte er mit einem Seufzer, »wenn ich auf all das zurückblicke. Hinter mir türmt sich ein Berg aus Asche, der bis zum Himmel aufragt. Kathedralen, die in Flammen aufgingen, und Städte, die in Trümmern lagen, und Gräber, die vor Gläubigen und Böswilligen überquollen, und dennoch war das der Zeitpunkt, an dem es wirklich begann.« Er schüttelte ungläubig den Kopf. »Mit einem kleinen Loch im Boden.

Viele Leute erinnern sich natürlich anders daran. Die Wahrsänger werden auf der Prophezeiung herumreiten, und die Priester werden vom Plan des Allmächtigen salbadern. Aber ich habe noch nie einen Minnesänger getroffen, der kein

Lügner gewesen wäre, Eisblut. Und auch keinen heiligen Mann, der nicht ein Wichser gewesen wäre.«

»Allem Anschein nach seid *Ihr* ein heiliger Mann, Silberwächter«, sagte Jean-François.

Gabriel de León sah dem Ungeheuer in die Augen und lächelte leise.

»Es war noch gut zwei Stunden bis zum Einbruch der Nacht, als Gott beschloss, mir ins Bier zu pissen. Die Dorfbewohner hatten die Brücke über den Keff zerstört, und daher war ich gezwungen, auf die Furt nahe Dhahaeth auszuweichen. Es war ein raues Land, aber Justus hatte ...«

»Moment, Chevalier.« Marquis Jean-François vom Blut Chastain hob eine Hand und legte die Feder zwischen die Buchseiten. »So geht das nicht.«

Gabriel hob verwundert den Kopf. »Nein?«

»Nein«, erwiderte der Vampir. »Ich sagte Euch doch, diese Geschichte soll davon berichten, wer *Ihr* seid. Wie sich all das entwickelte. Geschichten beginnen nicht mittendrin. Geschichten werden von Anfang an erzählt.«

»Ihr wollt doch was über den Gral erfahren. Und diese Geschichte fängt mit einem Kaninchenloch an.«

»Wie ich schon sagte, ich zeichne die Geschichte für jene auf, die zu einer Zeit leben werden, wenn *Ihr* schon lange Futter für die Würmer geworden seid. Fangt ganz langsam an.« Jean-François machte eine nachlässige Bewegung mit seiner schlanken Hand. »Ich wurde geboren ... Ich wuchs auf ...«

»Geboren wurde ich in einem Schlammloch namens Lorson. Dort wuchs ich als Sohn eines Schmieds auf. Als ältestes von drei Kindern. Ich war nichts Besonderes.«

Der Vampir betrachtete ihn von oben bis unten. »Wir wissen beide, dass *das* nicht stimmt.«

»Was meint Ihr, wie viel Ihr über mich *wisst*, Eisblut? Wenn Ihr all das, was Ihr zu wissen glaubt, zusammenfegt und auspresst, dann füllt es vielleicht einen scheißverdamnten Fingerhut.«

Das Wesen, das sich Jean-François nannte, tat so, als würde es gähnen. »Dann erzählt. Eure Eltern. Waren sie gläubig?«

Gabriel hatte schon den Mund geöffnet, um ihn zurechtzuweisen, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen, als er einen Blick auf das Buch warf, das auf Jean-François' Knien lag. Wie er feststellte, schrieb das Eisblut nicht nur alles mit, was er sagte, sondern zeichnete nebenbei; er benutzte seine übernatürliche Schnelligkeit, um in den kurzen Pausen, während Gabriel Luft holte, ein paar Striche zu tun. Jetzt verbanden sich die Linien zu einem Bild, das einen Mann in Dreiviertelansicht zeigte. Graue Augen, die zu viel gesehen hatten. Breite Schultern und langes Haar, schwarz wie die Nacht. Ein ausgeprägtes Kinn mit leichtem Bartschatten, fleckig von getrocknetem Blut. Zwei Narben lagen unter dem rechten Auge, eine lang, die andere kurz, beinahe wie Tränenspuren. Es war ein Gesicht, das Gabriel so gut kannte wie sein eigenes.

Weil es natürlich sein eigenes war.

»Sehr gut getroffen«, bemerkte er.